

grit poppe



THE RAVEN

DRESSLER

Über dieses Buch

Ost-Berlin 1986: Nach dem Tod seiner Mutter sperrt man Sebastian in ein Heim, das einem Gefängnis gleicht. Ausgerechnet sein Vater, der die Familie vor Jahren verlassen hat, holt ihn dort raus. Doch irgendetwas stimmt nicht mit ihm. Als plötzlich ein Mann in Sebastians Schule auftaucht, erfährt er es: Sein Vater ist ein Staatsfeind. Und der Fremde ein Mitarbeiter der Stasi, der Geheimpolizei der DDR. Er will, dass Sebastian für ihn arbeitet. Sebastian bleibt keine Wahl. Entweder er bespitzelt seinen Vater oder er riskiert, dass die Stasi auch ihn in die Mangel nimmt – und Katja findet. Katja, die Sebastian versteckt, weil sie aus dem Heim geflüchtet ist. Wenn sie auffliegt, ist er geliefert.

grit
poppe

VERRÄTEN



Mit Zeitzeugenbericht im Anhang

Dressler Verlag · Hamburg



Verloren

Sebastian

Er sah die Frau, die ihm in dem nichtssagenden Büro gegenüber saß, ungläubig an.

»In ein Heim? Ich geh in kein Heim!«

Sebastians Hände ballten sich, beinahe hätte er auf den Tisch geschlagen. Aber er biss sich auf die Unterlippe, versuchte, ruhig zu bleiben. Er konnte keinen Ärger mit dieser komischen Tante, die jetzt offenbar über sein Schicksal bestimmte, gebrauchen.

Frau Pfeifer hob die Augenbrauen und wirkte erstaunt wie eine Eule, der die beinahe gefangene Maus davonlief.

»Tut mir leid, Sebastian. Es ist alles entschieden. Du bist sechzehn und damit minderjährig. Die Organe der Jugendhilfe haben die Heimunterbringung für dich festgelegt.« Sie seufzte und sah ihn bedauernd an. Aber ihre Stimme klang falsch. Alles kam ihm hier falsch vor. Auf

dem Tisch stand eine hässliche braune Vase mit Plastikblumen. Falsch. An der Wand hing ein ausgebleicher Druck: eine junge Frau und ein junger Mann, die am Strand blöde vor sich hin glotzten. Falsch. Das gequälte Lächeln dieser Fürsorgerin. *Falsch!* Und irgendwie unheimlich.

»Selbstverständlich werde ich dich zu der Einrichtung begleiten. Es ist eine Durchgangsstation. Nicht weit weg von hier. Dort bleibst du nur so lange, bis man einen geeigneten Heimplatz für dich gefunden hat.«

Sebastian schluckte. Irgendetwas steckte in seiner Kehle, er hustete. Japste nach Luft - wie vor ein paar Tagen im Schwimmbad, als er sich am Chlorwasser verschluckt hatte. Ein kleiner, unangenehmer Augenblick. Danach war er einfach weiter die Bahnen geschwommen, ruhig, schnell, gleichmäßig, so als wäre nichts gewesen. Das schien ihm plötzlich ewig lange her. »Ich hab doch gar nichts mit. Keine Sachen, meine ich ... Schultasche ... Bücher ... Nicht mal 'ne Zahnbürste«, stammelte er.

Die Fürsorgerin, die er erst vor einer halben Stunde kennengelernt hatte, redete weiter auf ihn ein, als wäre er einfach nur ein bisschen begriffsstutzig, als wäre er fünf und nicht sechzehn. »Alles Notwendige bekommst du vor Ort. Um den Rest kümmere ich mich. Und du kannst mir schreiben, wenn du ein Problem hast«, verstand er, als er in der Hustenattacke versuchte, Luft zu holen.

Die Alte hatte doch wohl einen Sprung in der Schüssel! Warum sollte er ins Heim? Wieso sollte er jemandem

schreiben, den er nicht kannte?

»Was ist mit meiner Oma?«, krächzte er und griff sich an den Hals. »Sie wird damit nicht einverstanden sein.«

»Wie du weißt, lebt deine Großmutter jetzt in einem Feierabendheim. Auch für sie wird gesorgt.«

»*Ich* hab mich um sie gesorgt und sie sich um mich! Es war alles in Ordnung!«, brachte er heraus.

»Seit dem Tod deiner Mutter hat deine Großmutter Probleme mit dem Herzen, steht in deiner Akte. Vor Kurzem hatte sie sogar einen Herzinfarkt. Du kannst für sie nicht die Verantwortung übernehmen und sie schon gar nicht für dich. Es geht ihr gut, wo sie jetzt ist. Wir lassen niemanden allein, der Hilfe benötigt. Und du benötigst eine Unterbringung und Menschen, die sich um dich kümmern. Das ist dir doch klar?«

Automatisch schüttelte er den Kopf. »Ich kann mich um mich selbst kümmern«, murmelte er. Aber die Frau achtete gar nicht mehr auf ihn. Hastig kritzelte sie etwas auf ein Stück Papier, heftete das Blatt ab und schlug die Akte zu.

Wieso war seine Akte eigentlich so dick? Woher kannte die Fürsorgerin ihn überhaupt? Hatte er sie nicht schon einmal gesehen? Bloß wo?

Er schielte auf den grauen Aktendeckel, auf dem nicht viel zu lesen war: Sebastian Haberkamp. Sein Name. Sonst nichts.

Frau Pfeifer blickte auf ihre Armbanduhr. »Es ist Zeit«, sagte sie und schob das Dokument in ihre Tasche. »Gehen wir.«

Abrupt erhob sie sich und blickte auf ihn herab. Wieder hatte Sebastian das Gefühl, dass da ein eulenartiger Greifvogel über ihm schwebte.

»Worauf wartest du?« Sie klang ehrlich verblüfft. Als wäre jetzt alles klar. Und er nur zu blöd, es zu begreifen.

»Warum soll ich in ein Heim?«, fragte er. »Was ist mit meiner Schule?«

»Das wirst du dann schon sehen.« Ungeduldig klimperte sie mit dem Autoschlüssel in der Hand herum. »Wir müssen jetzt wirklich los. Sie warten bereits auf dich. Außerdem hab ich seit fünf Minuten Feierabend. Heute ist Freitag.« Es klang wie ein Vorwurf. Als wäre das irgendwie alles seine Schuld.

Sebastian verschränkte die Arme. Er blieb sitzen. »Was ist, wenn ich mich weigere?«

»Du kannst dich nicht weigern. Du bist minderjährig«, antwortete Frau Pfeifer. »Und Waise.«

»Waise?« Wie kam sie denn darauf? Irgendwie musste er sofort an *Oliver Twist* denken. Den Roman hatte ihm seine Mutter einmal zu Weihnachten geschenkt. Ein Buch aus dem Antiquariat, mit verblasster goldener Schrift auf dem Einband. Wenn er die Seiten aufschlug, strömte ihm ein Geruch von Walnüssen entgegen.

»Bin ich nicht!«, schoss es aus ihm heraus. »Ich bin keine Waise! Ich habe einen Vater! Steht das nicht in Ihrer schlaunen Akte?«

Die Fürsorgerin seufzte. »Doch. Aber ... *Junge!* ... Mal ehrlich: Wann hast du ihn das letzte Mal gesehen?«

Sebastian schwieg. Er konnte sich nicht daran erinnern.

»Er war doch noch nicht einmal bei der Beerdigung gewesen.«

Einen Moment lang war es still in dem Raum. Dann fiel Sebastian ein, wo er die Alte schon einmal wahrgenommen hatte: Auf dem Friedhof! Beim Begräbnis seiner Mutter.

Also stand er schon seit diesem Tag unter ihrer Beobachtung?

»Na gut.« Frau Pfeifer setzte sich noch einmal hin, zerrte die Akte aus ihrer Tasche, schlug sie auf und notierte etwas. »Ich werde schauen, was sich machen lässt. Vielleicht gibt es ja eine Chance, dass du zu deinem Vater kannst. Gleich am Montag schreibe ich an das Fachorgan Volksbildung, Referat Jugendhilfe, versprochen. Aber in das Durchgangsheim musst du trotzdem. Und zwar sofort!«

Katja

Ich war wieder mal auf der Flucht, stand am Rand der Straße und streckte den Daumen in den Wind. Er klebte noch vom Eis, das ich in der Kaufhalle geklaut hatte. Der winzige, mit einem Vornamen bedruckte Plastiklöffel, den ich mit dem Becher mitgehen ließ, klemmte zwischen meinen Lippen, und ich lutschte darauf herum. Dabei war der letzte Hauch von Vanille längst verfliegen. »Gabi« stand auf dem Löffelstiel. Noch nie hatte ich in einem Laden einen Löffel entdeckt, auf dem mein Name stand: Katja.

Normalerweise unterließ ich das Klauen im Konsum, in Kaufhallen oder Drogerien. Es war viel zu gefährlich und außerdem albern und peinlich beim Diebstahl eines Lollis, einer Bambina oder einer Tüte Knusperflocken – meiner Lieblingssüßigkeit, die es sowieso selten gab – erwischt zu werden. Aber es ließ sich nicht immer vermeiden, wenn man nicht verhungern wollte.

Ich kaute auf dem Löffel herum, bis er zerbrach. Die Spitze bohrte sich in meine Zunge, ich schmeckte Blut und spuckte aus. Spuckte die beiden Plastikteilchen samt Gabi in den Straßengraben. Gab mir Mühe, sofort wieder zu lächeln und so harmlos wie möglich auszusehen. Niemand durfte auch nur ahnen, dass ich ausgerissen war.

Entwichen – wie das dämliche Wort der Erzieher dafür lautete.

Vielleicht war der Begriff aber auch gar nicht so dämlich. Ich fühlte mich wie ein Flaschengeist, der sich endlich, nach Tausenden von Jahren, aus seinem gläsernen Gefängnis befreien konnte. Entwichen traf meinen Zustand also eigentlich ganz gut.

Ich stieg in das erstbeste Auto, das hielt. Ein grauer Trabant. Er ratterte wie aus dem letzten Loch. Es qualmte und stank aus dem Auspuffrohr. Egal. Hauptsache weg.

Kaum hatte ich mich auf die Rückbank gequetscht, zog ich die Tür des Wagens auch schon mit einem Rums zu.

Der Fahrer zuckte zusammen. »He, sachte, Mädels.«

Ich lächelte unschuldig in seine missbilligende Miene hinein. Er tat ja gerade so, als wäre sein Schrottauto eine Luxuskarre.

»'tschuldigung!«

Nervös warf ich einen Blick zurück. Die Scheibe war mit Dreck beschmiert, ich konnte kaum durchgucken. Perfekt! Niemand würde mich sehen.

Trotzdem zog ich vorsichtshalber die Schultern ein, duckte mich hinter die Ablage, auf der eine Rolle Klopapier stand – nicht besonders glaubwürdig verborgen unter einer gehäkelten Mütze. Ich würde wohl nie verstehen, warum Autobesitzer das machten. Warum sie sich Toilettenpapier mit Hut in ihr Fahrzeug stellten. Aber egal, das bunte Bommelding gab mir zusätzlichen Sichtschutz. Hoffte ich jedenfalls. Das Gefühl, verfolgt zu werden, blieb. Die Angst,

dass sie mich sofort wieder erwischten. Ich war eben kein Geist.

Der Fahrer, ein hutloser Mann um die fünfzig, mit Schnurrbart und Halbglatze, warf mir einen misstrauischen Blick zu. Sah er mir etwa an, dass ich gerade aus dem Jugendwerkhof türmte? Ich war nachts aus dem Fenster gestiegen, kurz vor Tagesanbruch, im Nachthemd; war im Halbdunkel auf Zehenspitzen davongeschlichen.

Die Klamotten, die ich jetzt trug, stammten von einer Wäscheleine und sahen sicher mehr als merkwürdig aus: ein kariertes Männerhemd, eine rote Oma-Strickjacke und eine schlabbrige Trainingshose. Wenigstens roch alles frisch gewaschen.

»Warum setzt du dich nicht neben mich, Mädels?«, brummte er. »Ich beiße nicht.«

Aber ich beiße vielleicht, dachte ich. Wenn du weiter blöde Fragen stellst.

»Danke, dass Sie mich mitnehmen«, sagte ich höflich und gab mir noch mehr Mühe, harmlos auszusehen.

»Du hast da was ...«, sagte er und fasste sich an seine unrasierte Wange. Dann streckte er seine Wurstfinger nach mir aus.

Instinktiv zuckte ich zurück, rieb hastig in meinem Gesicht herum. »Nur ein bisschen Eis«, murmelte ich. »Vanilleeis.«

»Zum Frühstück?« Er lachte. »Wie heißt du eigentlich?«

»Gabi. Gabi Müller.«

»Und wo soll's hingehen, Gabi Müller?«

»Ich will nach Berlin. Verwandte besuchen«, behauptete ich. »Oma und Opa.«

»Ich kann dich bis Oranienburg mitnehmen.«

»Super! Von da aus kann ich ja die S-Bahn nehmen, stimmt's?«

»So ist es, Gabi Müller.« Seine Stimme klang spöttisch, leicht gereizt, als würde er mir meinen Namen und meine fade Story nicht glauben. Aber wir fuhren, bewegten uns immer weiter weg. Nur darauf kam es an.

»Darf ich?«, fragte ich, und ohne eine Antwort abzuwarten, fummelte ich an dem Autoradio herum, bis ich einen Westsender fand. RIAS Berlin, eine freie Stimme der freien Welt. Es knackte und rauschte und nach einer Weile hörte ich den *Sonderzug nach Pankow*. Ich sang leise mit.

Der Fahrer grinste. »Udo fetzt, was?«

Ich nickte und traute mich, das Radio lauter zu stellen. Mal eben nach Ost-Berlin, echote es in mir.

Mein Plan war tatsächlich, in Berlin unterzutauchen. Schließlich war die Stadt riesig, man fiel nicht so schnell auf, wenn man sich herumtrieb. Andererseits gab es wohl kaum eine Stadt in der DDR mit mehr Polizei.

Zum Abschied winkte ich dem Fahrer zu, und der davonzuckelnde verdreckte Trabi kam mir plötzlich vor wie ein kleiner, altersschwacher grauer Drache, der sich in seinen eigenen Dampf hüllte.

Als ich am nächsten Morgen in meinem Unterschlupf in der Nähe des Oranienburger Bahnhofs aufwachte, fiel ein

staubiger Streifen Licht durch das Dachbodenfenster. Es war ruhig, nur der Krach der Straße war zu hören. Es musste Sonnabend sein. Ich schloss noch einmal die Augen, lauschte dem Verkehrslärm, der sich in den Straßen verteilte. Autos rumpelten auf dem Kopfsteinpflaster. Die S-Bahn ratterte über die Gleise.

Ich richtete mich auf und ließ das Ding los, das ich im Arm gehalten hatte: einen zerlumpten Teddy, der nur noch ein Auge besaß. Anstelle des anderen hing ein schwarzer Faden aus seinem Gesicht. Er sah traurig zu mir hoch. Der Anblick machte mich wütend. Ich konnte es mir nicht leisten, Kind zu sein.

Das Davonlaufen war Arbeit. Das Sich-Verstecken war Arbeit. Das Untertauchen und Niemandem-Auffallen.

Mein Magen knurrte vor Hunger. Früher oder später musste ich raus, um nach Essen zu suchen. Musste wie ein wildes Tier auf Beutefang gehen. Oder sollte ich gleich in die S-Bahn Richtung Berlin steigen und nach Pankow oder zur Schönhauser oder Prenzlauer Allee fahren?

Meine Mutter wohnte in Bernau, nur ein paar Kilometer von Oranienburg entfernt. Sie lebte ihr Leben ohne mich. Die S-Bahn hielt sogar in der Kleinstadt. Endhaltestelle. Im Grunde ein Katzensprung. Doch selbst wenn ich wollte, könnte ich nicht zu ihr, oder? Bei meiner Mutter suchten sie immer zuerst. Aber eigentlich wollte ich sie auch nicht wiedersehen. Seit dem letzten Streit war ich für sie gestorben und sie für mich. Keine gute Basis für ein

fröhliches Familientreffen. Was suchte ich also hier? So nah an meinem Zuhause?

Ich sah zum Fenster. Der Regen hatte den Dreck nur noch mehr verschmiert.

Die Scheibe schob ich mit der rostigen Stange hoch, die an der Luke befestigt war. Bei dem Quietschgeräusch zuckte ich zusammen. Wartete einen Moment. Lauschte. Es blieb alles ruhig. Ich angelte nach den Porzellanschälchen, die ich gestern in einem alten Koffer gefunden hatte. Sie waren bis obenhin mit Regenwasser gefüllt.

»Wusst' ich's doch«, murmelte ich zufrieden.

Ich deckte den Tisch. Sechs Schälchen Wasser ganz allein für mich und ein Rest Brot aus der Werkhofküche. Es knirschte zwischen meinen Zähnen, als ich davon abbiss.

Es schmeckte scheiße. Doch es war besser als nichts.

Die Schälchen sahen aus wie Puppengeschirr. Meine kleine Schwester würde sich bestimmt darüber freuen.

Sebastian

Frau Pfeifer saß stumm am Steuer ihres Skodas. Sie fuhren aus der Stadt, ließen Eberswalde, den Ort, in dem er nach dem Tod seiner Mutter mit seiner Oma gelebt hatte, hinter sich. Während der Fahrt blickte die Fürsorgerin nicht einmal zu ihm, richtete kein einziges Wort an ihn. Ihr Schweigen kam ihm zunehmend bedrohlich vor. Was ging hier vor sich?

»Wo fahren wir hin?«, fragte er schließlich.

Frau Pfeifer antwortete nicht. Sie starrte durch die Scheibe auf die Straße. Ihr Gesicht wirkte wie eingefroren.

Sebastian fühlte allmählich Panik in sich aufsteigen. Was bedeutete *Durchgangs-Heim*? Durchgang wohin? Und wieso redete die Frau nicht mehr mit ihm?

Was er sah, als der Wagen nach etwa einer halben Stunde stoppte, war die Farbe Grau. Ein graues Tor versperrte ihm die Sicht. Ein *Gefängnistor*. Aus Metall, eingerahmt von einer hohen Mauer. Das Licht reflektierte in komischen Zacken, die wie Zähne aus der Mauer ragten. Waren das Glasscherben?

»Was soll das?«, entfuhr es ihm. Es fühlte sich unwirklich an, in diesem Auto zu sitzen. Mit dieser komischen Frau. Vor einem Eisentormonster, das jetzt sein Maul aufriss und ihm plötzlich wahnsinnige Angst machte. Das musste doch ein Irrtum sein?

»Wir sind da.« Ihre Stimme klang matt. Ausdruckslos. Sie sah ihn nicht an. »Durchgangsheim Bad Freienwalde. Wenn du Glück hast, bleibst du nicht lange.«

»Wenn ich Glück habe?«

Der Wagen fuhr auf den Hof. Er saß in der Falle. Das ist doch nie im Leben ein Heim!, schrie etwas in ihm. Doch er brachte keinen Ton heraus.

Als er aus dem Auto stieg, wurde ihm schwindlig. Wieso waren die Fenster alle vergittert? Wo war er hier bloß gelandet? Und wieso?

Langsam hob er den Kopf.

Hinter den Metallstäben eines der Fenster nahm er blasse Gesichter wahr. Täuschte er sich oder waren das ... Kindergesichter?

Er konnte sie nicht genau erkennen, aber es kam ihm vor, als wären sie nicht älter als neun oder zehn. Weshalb ... warum sperrte man sie ein?

Was zum Teufel blühte ihm hier?

Katja

Mein Mund war ganz trocken, als ich vor ihrer Wohnungstür stand.

Eine Klingel gab es immer noch nicht. Also hob ich die Faust und zögerte. Und wenn die Polizei schon drinnen auf mich wartete? Es wäre nicht das erste Mal.

Die Tür öffnete sich wie von selbst. Sie war nur angelehnt.

Meine Mutter wohnte in einem maroden Altbau, der seit Jahren abgerissen werden sollte. Die Fachwerkhäuser in der Nachbarschaft hatte man einst dem Erdboden gleichgemacht und Neubauten errichtet. Aus irgendeinem Grund war dieses Haus vergessen worden.

Ich hörte Stimmen, Musik - kam das von den Nachbarn? Oder hatte sie Besuch?

Automatisch lief ich in die Küche, in der es verführerisch nach Gewürzen und Kaffee roch. Kein Rondo oder Mocca Fix Gold. Es duftete nach frisch gebrühtem West-Kaffee.

»Mama?«, fragte ich leise. »Hier ist deine Tochter. Katja. Kennst du mich noch?«

Dann rief ich sie. Meine Stimme klang heiser, halb erstickt. Ich räusperte mich, nahm mich zusammen, versuchte es noch einmal. Doch es blieb ein halb garer, beschissener Hilferuf.

Ich war siebzehn. Wieso jaulte ich wie ein Kleinkind nach Mama?

Eine fette Fliege surrte um meine Nase, als wollte sie mich verspotten.

Auf dem Tisch lagen ein paar verschrumpelte Äpfel. Ich dachte daran, wieder zu verschwinden. Wieso war ich überhaupt hergekommen?

Ich wollte an den Äpfeln vorbeigehen, aber schon hielt ich zwei in den Händen; schnupperte an ihnen. Ich aß hastig, nur die Stiele blieben übrig.

Dann nahm ich die Geräusche deutlicher wahr. Sie kamen aus dem Wohnzimmer. Irgendwer unterhielt sich da, eine Frau lachte, Bässe wummerten. Was sollte ich tun? Gleich kehrtmachen und verschwinden? Die Küchentür öffnete sich.

Meine Mutter blieb kurz stehen, als sie mich entdeckte, fixierte mich mit ihrem Wildkatzenblick. In ihrem Gesicht lagen Mascara-Schatten, ihre Augen blitzten auf. Sie schien nicht sonderlich überrascht.

Ihre knallrot geschminkten Lippen verzogen sich wie in Zeitlupe zu einem Lächeln. Ich war einigermaßen erleichtert, dass sie nicht versuchte, mich sofort wieder loszuwerden, mich rausschmiss. Unseren Krach schien sie vergessen zu haben.

Als wäre ich noch klein, nahm sie mich an die Hand und zog mich mit sich.

Die Leute in dem verqualmten Raum kannte ich nicht. Sie machten für uns Platz auf dem durchgesessenen Sofa. Wir versanken wie in einer staubigen Wolke. Mir war es recht und ich lehnte mich erschöpft an meine Mutter und trank

von ihrem West-Kaffee. Im Jugendwerkhof gab es nur Muckefuck, eine braune Plörre, die nie richtig warm war und nach nichts schmeckte.

Sandra tauchte von irgendwoher auf. Meine kleine Schwester. Sie fiel mir um den Hals, umarmte mich heftig, schob sich ein Kissen unter den Hintern, damit sie besser an mich heranreichte. »Wohnst du jetzt wieder hier?«

Mir dämmerte, dass ich wegen ihr hergekommen war. Wegen ihrer stürmisch klebrigen Küsse auf meine verschwitzte Wange.

»Endlich bist du wieder da! Du bleibst doch, oder?«

»Ich hab was für dich, Süße«, sagte ich und zauberte die Porzellanschälchen aus meinem Beutel. Meine Schwester küsste mich, und ich spürte ihre Schnoddernase warm und feucht an meiner Wange, und es war das Beste, was ich seit Langem gefühlt hatte.

Meine Mutter ging in die Küche und machte Stullen für uns - mit Salami, Zwiebeln, Ketchup, überbacken mit Käse. Auch lauwarme Würstchen brachte sie mit. Wir aßen, ich trank Wein wie die Erwachsenen, rauchte von ihren Zigaretten. Sandra kauerte neben mir, sie hatte Ketchup im Haar, das wie Blut aussah. Sie rülpste und es roch nach Wiener.

»Klar kannst du bleiben«, sagte meine Mutter endlich. »Zumindest bis morgen. Aber ... auf Dauer verstecken geht nicht. Du kannst dir ja denken, wieso.«

Sie machte ein ernstes Gesicht, und ich nickte ihr genauso ernst zu, obwohl ich mir gar nichts denken konnte.

Außer, dass ich für die nächsten paar Stunden gerettet war. Vielleicht.

»Danke.«

»Ich kann dir nicht garantieren, dass ... na, du weißt schon: *Horch und Guck*, die Bullen ...« Sie blickte mir so tief in die Augen, dass mir schwindlig davon wurde. »Hast du eigentlich meine Briefe bekommen?«, fragte sie.

»Einen«, antwortete ich. »Zu Weihnachten. Zwei Wochen danach.«

»Es war nicht einfach, herauszufinden, wo du überhaupt steckst.«

Sie erzählte mir eine umständliche Geschichte von einer Bekannten, die eine Bekannte hatte, die bei der Jugendhilfe arbeitete.

»Du warst so mir nichts, dir nichts weg. Von einem Tag auf den anderen verschwunden. Ich fragte nach, wo du abgeblieben bist. Aber sie sagten mir nur, dass ich das schon noch erfahren würde. Ein Brief von offizieller Stelle sei unterwegs. Warst du die ganze Zeit im Jugendwerkhof?«

Ich nickte, zitterte, trank schnell den Rotwein, verplemperte die Hälfte, goss mir neuen ein.

»Wieso bist du von da abgehauen?«

Ich holte tief Luft. »Willst du das wirklich wissen?«

Sie nickte. Und sah dabei aus, als hätte sie sich den Magen verdorben.

Also schön. Wo sollte ich anfangen? Was sollte ich ihr erzählen, von dem, was im Jugendwerkhof normal war -

und draußen so unglaublich klang?

»Die haben mich ans Bett gebunden, wegen 'nem Ekzem angeblich, damit ich mich nicht kratze. An Händen und an Füßen, tagelang, nächtelang ... Und später dann: Bunker, immer wieder Bunker, für nichts und wieder nichts. Nur weil ich am Fließband nicht die Norm schaffte, mir die Schrauben aus der Hand rutschten und einfach weg waren, spurlos verschwanden. Diebstahl von Volkseigentum, Sabotage, nennen sie das. Oder weil ich mal weggelaufen bin. Und wenn die mich jetzt erwischen, geht's auch wieder ab in die Arrestzelle.«

Meine Mutter starrte mich eine Weile sprachlos an. Glaubte sie mir? Oder dachte sie, ich spinne?

»Wie können die nur so mit dir umgehen?«, fragte sie schließlich entsetzt.

Ich sah Tränen in ihren Augen schimmern und war verwundert. Was gab es da zu heulen? Es war nur eine Geschichte, wenn auch eine wahre. Ein Arrestraum war nur ein Raum, in dem man in sich selbst schlüpfte – oder auch aus sich heraus –, je nachdem. Die Seele konnte sich klein machen in dir drin oder auch den Körper verlassen und weit über dir schweben.

Meine Mutter wischte sich über ihr Gesicht. Offenbar waren ihr die Tränen peinlich.

Ich hatte im Werkhof kaum an sie gedacht. Und wenn, fiel mir nur unser dämlicher Streit wieder ein. Worum war es gegangen? Dass ich kam und ging, wie es mir passte? Dass ich die Schule schwänzte? Keine Ahnung. Es war mir egal.

»Lernt ihr im Jugendwerkhof auch irgendwas?«, wollte ein pickliger Typ wissen und legte seinen dünnen nackten Arm um die Schulter meiner Mutter.

»Ja, na klar, wie man Gitter auseinanderbiegt und Zäune durchtrennt«, behauptete ich und lachte.

»Ich meinte eigentlich was Berufliches. Eine Ausbildung oder so.«

Ich lachte lauter. War das etwa ihr Neuer? Vor lauter Lachen verschüttete ich etwas Wein. Schade drum. Ich stellte das Glas vorsichtig ab und leckte meine Hand wie eine Katze.

Der picklige Typ guckte komisch, irgendwie angeekelt. Sein Schweißgeruch stieg mir in die Nase.

Ich hielt seinem Blick stand. Verpasste ihm eine Ohrfeige nur mit Augenkontakt. So etwas lernte man im Jugendwerkhof.

Kleine Warnung an dich: Solltest du mich verpfeifen, wirst du es bereuen.

Er senkte die Lider, wurde sogar rot.

Gewonnen. Jedenfalls für den Moment.

»Sie wird schon noch eine vernünftige Ausbildung machen«, sagte meine Mutter, sprang auf, lief zum Fenster und kam zurück, fummelte nervös in ihren Haaren herum.

»Wir helfen dir, was zu finden. Wirst sehen ...«

Es klopfte an der Tür.

Ich sah, wie sie zusammenzuckte, sah die Frage, die ihr ins Gesicht geschrieben stand: Wann würden sie kommen?

Wann würden die Herren von der Volkspolizei mich abholen?

Vermutlich jeden Augenblick.

Sebastian

»Ich wünsche dir viel Glück auf deinem weiteren Lebensweg«, sagte Frau Pfeifer hölzern mit gesenktem Blick. »Setz dich einfach und warte, bis dich jemand holen kommt.«

Sie wandte sich von ihm ab, ohne ihm die Hand zu geben, und zog die Tür hinter sich zu.

Sebastian befand sich auf einmal allein in dem schmucklosen Aufenthaltsraum, in den ihn die Fürsorgerin gebracht hatte. Einfache Holzstühle standen an Sprelacarttischen, auf denen sich nichts befand und die nach altem modrigem Putzlapfen rochen. Neben dem üblichen Porträt des Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker hing ein kleines Regal mit zwei leeren Brettern an der Wand. Die braun gelb gemusterten Gardinen waren zugezogen. Abgesehen von einem Kachelofen, der ein wenig Gemütlichkeit verströmte, wirkte alles billig und schäbig – als wäre das Nichts hier zu Hause und hätte sich in jedem Winkel, in jeder Ritze ausgebreitet.

Sebastian lief unruhig in dem Raum auf und ab. Er wollte sich nicht setzen. Er wollte hier nicht sein!

Entschlossen ging er Richtung Ausgang und drückte die Klinke hinunter. Aber die Tür blieb zu. Sie hatten ihn also eingeschlossen.

»Verdammt! So ein Mist!« Suchend blickte er sich um, lief nervös umher und zog die Gardinen auf.

Das Fenster war vergittert. Du willst abhauen? Denk gar nicht erst drüber nach. Keine Chance, schien es ihm zu sagen.

Was sollte er hier? Wieso wurde er hierherverfrachtet? In einen Knast? Man sperrte doch keine Kinder in ein Gefängnis?

Es war niemand da, den er fragen konnte.

Er versuchte es mit Klopfen: erst vorsichtig, zaghaft, dann so kräftig, dass ihm seine Knöchel wehtaten.

Nichts passierte.

Ein eigenartiges Zittern schüttelte ihn. Sebastian lief zum Ofen und legte eine Hand auf eine Kachel. Sie strahlte etwas Wärme aus. Er schob sich so dicht wie möglich an die Kacheln heran. Tastete nach der wärmsten Stelle, behielt die Tür dabei im Auge. Es war fast so, als würde er den Ofen umarmen.

Das Bibbern hörte allmählich auf. Doch dafür musste er jetzt pinkeln.

Wieder klopfte er an die Tür. »Hallo? Hört mich jemand? Es ist ... so langsam ... dringend! Ich ... ich muss mal!«

Er kam sich etwas dämlich vor, als er sich so reden hörte. Aber anscheinend nahm ihn ja sowieso niemand wahr.

Sebastian beugte sich zum Schlüsselloch hinunter und versuchte hindurchzuspähen. Doch er konnte nichts erkennen. Wahrscheinlich steckte der Schlüssel von der anderen Seite. Frau Pfeifer musste sehr leise zugeschlossen haben. Er sah sie auf Zehenspitzen davonschleichen wie ein Dieb.

Wieso tauchte niemand auf? »Haben Sie vor lauter Fürsorge vergessen, jemandem Bescheid zu sagen?«, murmelte er vor sich hin.

Was wenn keiner kam?

In einer Ecke des Zimmers stand ein weißer Metallkübel mit Deckel. Bisher hatte er den übersehen. Immerhin – das Ding wäre vielleicht eine Lösung für sein Problem.

Aber er konnte doch nicht einfach in den Mülleimer pinkeln.

Wenn ihn jemand dabei erwischte, würde das sicher Ärger geben. Mal abgesehen davon, dass die Tür aufgehen könnte, während er gerade ...

Er wollte sich das lieber nicht so genau vorstellen.

Ratlos lief er ein paar Runden um die Tische herum, klopfte an die Tür, lauschte. Von irgendwo erklangen Kinderstimmen. Schließlich lehnte er sich erneut an den Ofen, als wäre der ein Verbündeter. Unwillkürlich dachte er an seine Großmutter, die abends immer in einem Ohrensessel neben dem grünen Kachelofen gesessen, gelesen, Kreuzworträtsel gelöst oder ihre Lieblingssendung in dem alten, vor sich hin knarrenden Radio gehört hatte. Wie ging es ihr jetzt? Hockte sie auch in einem hässlichen Raum? In einem Wartezimmer, in dem sie warten musste, ohne zu wissen, worauf?

War sie allein?

Gab es da jemanden, der sich um sie kümmerte?

Sebastian seufzte tief. Mehr als nach allem anderen sehnte er sich nach einer Toilette.

Im nächsten Moment stand er vor dem Kübel und nahm den Deckel ab. Bis auf eine Pfütze war der Eimer leer. Der Geruch, der ihm entgegenschlug, ließ ihn ein Stück zurückweichen. Uringestank mischte sich mit etwas anderem, Chemischem. Er musste an das Schwimmbad denken, in dem er vor ein paar Tagen unbekümmert seine Bahnen gezogen hatte. Aus dem Kübel roch es beißend nach Chlor. Das Ding hier war eindeutig ein etwas zu groß geratener Pisspott. Seine Oma besaß eine kleine Variante davon, die allerdings eher wie eine Suppenschüssel aussah und die sie nur nachts benutzte, wenn der Weg zum Gemeinschaftsklo, das sich ein Stockwerk tiefer befand, zu weit war.

Sebastian warf einen schnellen Blick zur Tür und beeilte sich jetzt. Den Deckel hielt er wie einen Schild als Sichtschutz vor sich, während er pinkelte. Hoffentlich ging nichts daneben. Gerade als er fertig war, drehte sich der Schlüssel im Schloss.

Der Deckel schepperte, als er ihn auf den Eimer legte. Scheiße, war das peinlich!

Automatisch sah er sich nach einem Waschbecken um. Es gab keins.

»Du bist also der Neue«, brummte ein Mann, der einen braunen Armee-Trainingsanzug mit gelb-roten Seitenstreifen trug. Er schob sich ein Stück in den Raum herein und betrachtete ihn griesgrämig. »Mitkommen!«

Einen Moment spürte Sebastian seinen Widerwillen in sich aufflackern. Wie redete der Typ denn mit ihm?

Doch nach kurzem Zögern folgte er dem Fremden.

Bei jedem Schritt des Mannes klirrte der Schlüsselbund, den er in der Hand trug. Als machte er das mit Absicht. Eine kleine Willkommensmelodie für den Neuzugang.

Dabei blickte er sich kaum nach Sebastian um und brummte etwas Unverständliches vor sich hin.

Sebastian glaubte, die Wörter *Freitag* und *Feierabend* zu verstehen, und atmete den Geruch von kaltem Zigarettenrauch ein, der den Mann umgab.

Sie gingen eine Treppe hinauf, bis sie ein Gitter erreichten, das die eine Etage von der anderen trennte. Mit einer ungeduldig zackigen Bewegung schloss der Erwachsene auf, schob Sebastian vor sich her, schloss wieder zu. Was wurde das hier?

Er sah einen Gang mit Zellentüren, erblickte ein Mädchen in einem blauen Arbeitsanzug und mit Kopftuch, das auf den Knien hockend den Gang wischte. Sebastian hätte ihr gern einen Blick zugeworfen, doch sie hob den Kopf nicht.

Wieder standen sie vor einem Gitter, wieder wurde erst auf- und dann zugeschlossen. Wieder wurde er weitergeschoben – wie ein Paket, das irgendwo abgeliefert werden musste. Die nächste Etage, die nächsten wuchtigen Metalltüren, ausgestattet mit dicken Riegeln und Türspion.

Sebastian bewegte sich mechanisch, als würde er durch seinen eigenen Albtraum laufen, stumm, mit schwitzenden Händen, klopfendem Herzen.

Wieso war er hier? Wo führte der Typ ihn hin?

»Ausziehen!«, sagte der Fremde barsch, als sie einen Dachboden betraten.

»Was?« Sebastian starrte ihn verdattert an.

»Das heißt: Wie bitte, Herr Schuhmacher!«

»Wie bitte ... Herr ...«

»Nun los, Bursche! Mach! Ein bisschen dalli! Sonst lernst du mich gleich mal nicht so freundlich kennen!«

Nicht so freundlich? Sebastian hätte beinahe losgelacht. Der Kerl war die Unfreundlichkeit in Person. Langsam fragte er sich, ob das eine Verwechslung war. Vielleicht hatte die Jugendfürsorgerin ihn in das falsche Haus gebracht?

»Beeil dich, ich hab nicht den ganzen Tag Zeit! Deine persönlichen Dinge bleiben hier oben. Du bekommst Heimkleidung. So wie alle anderen auch.«

Langsam, mit steifen Fingern, knöpfte er seine Jacke auf, streifte sie von den Schultern, schlüpfte aus der Jeans, zerrte sich den Pullover über den Kopf. Nach kurzem Zögern entledigte er sich der Unterwäsche. Hilflös versuchte er, sich zu bedecken, blickte auf seine nackten Füße hinab und zog die Zehen ein. Es war kalt in dem Raum, aber er fühlte, dass ihm die Hitze ins Gesicht stieg.

»Uhr ab! Hast du was mit den Ohren? Ich sagte: alle persönlichen Dinge!«, brummte der Mann in einem Ton, als würde er Sebastian für etwas zurückgeblieben halten.

Das Zittern schüttelte ihn wieder. Zitternd kam er auch dieser Aufforderung nach.